

Datum: Dienstag, 23. Februar 2016

Medium: Mühlacker Tagblatt

Thema: „Hamlet“/Rezension

**Mehr Inhalt – weniger Kunst**

**Vor 400 Jahren, am 23. April 1616, wohl auf den Tag genau 52 Jahre nach seiner Geburt, ist William Shakespeare gestorben. Grund genug, eines der bedeutendsten Dramatiker der Weltliteratur zu gedenken. So setzte man im Theater Pforzheim nach 35 Jahren wieder einmal „Hamlet“ auf den Spielplan.**

**Von Dieter Schnabel**

Pforzheim. „Hamlet“ im Frack, das ist nicht nur eine sprichwörtliche Redewendung, wenn es gilt, sogenanntes Regie-Theater zu charakterisieren, es hat diese Art der kostümierten Interpretation bei den verschiedenen Versuchen auch gegeben, Shakespeares Drama originell zu deuten. Wenn nun auch in Pforzheim keine Fräcke zu sehen sind, so schlägt doch der Regisseur Alexander May, im Verein mit der Bühnenbildnerin Isabelle Kittner und der Kostümbildnerin Lorena Diaz Stephens, ein neues Kapitel einer originalitätssüchtigen Interpretation des „Hamlet“ auf. Das beginnt mit der Kostümierung, auch ohne Fräcke, bei einer merkwürdigen Kleiderordnung, deren Sinn verborgen bleibt. Die meisten tragen Kniestrümpfe, lange und halblange Röcke und zumindest zwei Jacketts übereinander. Die Köpfe sind zumeist mit grauen Perücken kappen bedeckt, die aber auch zuweilen abgenommen werden. Und das setzt sich in der Ausstattung fort.

Da ist der Orchestergraben überdeckelt. Den Boden bedecken Bretter, die sprichwörtlich die Welt bedeuten und die sich im Lauf des Geschehens nach oben stellen und wölben. Ansonsten stehen auf der Bühne, vor einer dänischen Flagge im Hintergrund, die später heruntergerissen wird, moderne Stühle, mit braunen Sitzen und Rückenlehnen auf Metallgestellen herum, auf denen die Darsteller, die gerade nichts zu spielen haben, Platz nehmen, die zuweilen aber auch in der Gegend herumgeworfen werden.

Zum Auftakt sieht man zwei Mikrofone auf der Bühne, derer sich Hamlet und Hamlets Spiegelbild, das es bei Shakespeare nicht gibt, bedienen. Dafür sucht man Hamlets Freund Horatio, wie auch Fortinbras, vergebens.

Die Stimme von Hamlets Vater ist, der Modernität geschuldet, über Lautsprecher zu hören. Doch wie heißt es einmal in der Übersetzung von Frank Günther: „Die Zeit ist aus den Fugen.“ Und Königin Gertrud fordert ein anderes Mal: „Mehr Inhalt – weniger Kunst.“ Das hätte auch Alexander May als Richtschnur für seine Inszenierung dienen sollen. Aber er schlägt auch eine andere Forderung in den Wind, die der Titelheld an die im Stück auftretenden Schauspieler stellt und die ganz allgemein für jede Darbietung auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gilt: „Passt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an, wobei ihr sonderlich darauf achten müsst, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eig’nen Züge, der Schmach ihr eig’nes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“ – so in der Übersetzung von August Wilhelm Schlegel.

Während Robert Besta als Hamlet seinen berühmten Monolog „Sein oder Nichtsein“ etwas zögernd und fast beiläufig spricht, sitzen die Darsteller in einer Reihe auf Stühlen, Theresa Martini als Hamlets Spiegelbild ihm zu Füßen. Und das ist im Grund typisch für eine Aufführung, in der viel Text gesprochen wird, die Schauspieler aber weniger miteinander spielen. Sieht man einmal davon ab, dass Hamlet, der auch schon einmal rücklings auf einem Sessel liegt, sich mit der Ophelia der Julia Zangger, in der Regel ganz in Weiß, in diesem Fall beide halbnackt, auf dem Boden balgen.

Joanne Gläsel als Hamlets Mutter, Königin Gertrud, tritt, häufig sonnenbebrillt in einem einteiligen, schwarzen, eleganten Hosenanzug auf und stirbt zuletzt jämmerlich durch Gift. Tobias Bode als ihr zweiter Mann ist ein hochgewachsener, schlanker, eher zurückhaltender König Claudius, der am Ende erdolcht wird. Zuvor gibt es noch ein spannendes Fechtduell zwischen Hamlet und dem seine Schwester rächenden Laertes des Julian Culemann. Deren beider Vater Polonius, den Hartmut Volle engagiert und mit guter Sprechkultur gibt, wurde

zuvor schon, hinter einer spanischen Wand stehend, erstochen. Sergej Göbner als Rosenkranz und Hennig Kallweit als Gildenstern fallen vor allem durch ihre Sockenhalter auf. Jens Peter und Fredi Noël als Totengräber sind Witzeezähler und Witzblattfiguren und fördern fast ein Dutzend Totenschädel zutage. Zusammen mit Markus Löchner profilieren sie sich als Schauspieler. Am Ende behauptet Hamlets Spiegelbild: „Hamlet wird verlieren“, während er meint: „Ich werde gewinnen.“ In Bezug auf die Aufführung von Shakespeares „Hamlet“ im Theater Pforzheim behält das Spiegelbild recht.

## Mehr Inhalt – weniger Kunst

Alexander May inszeniert William Shakespeares „Hamlet“ am Theater Pforzheim

Vor 400 Jahren, am 23. April 1616, wohl auf den Tag genau 52 Jahre nach seiner Geburt, ist William Shakespeare gestorben. Grund genug, eines der bedeutendsten Dramatiker der Weltliteratur zu gedenken. So setzte man im Theater Pforzheim nach 35 Jahren wieder einmal „Hamlet“ auf den Spielplan.

VON DIETER SCHNABEL

PFORZHEIM. „Hamlet“ im Frack, das ist nicht nur eine sprichwörtliche Redewendung, wenn es gilt, sogenanntes Regie-Theater zu charakterisieren, es hat diese Art der kostümierten Interpretation bei den verschiedenen Versuchen auch gegeben, Shakespeares Drama originell zu deuten. Wenn nun auch in Pforzheim keine Fräcke zu sehen sind, so schlägt doch der Regisseur Alexander May, im Verein mit der Bühnenbildnerin Isabelle Kittner und der Kostümbildnerin Lorena Diaz Stephens, ein neues Kapitel einer originalitätssüchtigen Interpretation des „Hamlet“ auf. Das beginnt mit der Kostümierung, auch ohne Fräcke, bei einer merkwürdigen Kleiderordnung, deren Sinn verborgen bleibt. Die meisten tragen Kniestrümpfe, lange und halblange Röcke und zumindest zwei Jacketts übereinander. Die Köpfe sind zumeist mit grauen Perücken kappen bedeckt, die aber auch zuweilen abgenommen werden. Und das setzt sich in der Ausstattung fort.

Da ist der Orchestergraben überdeckelt. Den Boden bedecken Bretter, die sprichwörtlich die Welt bedeuten und die sich im Lauf des Geschehens nach oben stellen und wölben. Ansonsten stehen auf der Bühne, vor einer dänischen Flagge im Hin-



Fredi Noël (li.) und Jens Peter als Totengräber.

Foto: Theater Pforzheim

tergrund, die später heruntergerissen wird, moderne Stühle, mit braunen Sitzen und Rückenlehnen auf Metallgestellen herum, auf denen die Darsteller, die gerade nichts zu spielen haben, Platz nehmen, die zuweilen aber auch in der Gegend herumgeworfen werden.

Zum Auftakt sieht man zwei Mikrofone auf der Bühne, derer sich Hamlet und Hamlets Spiegelbild, das es bei Shakespeare nicht gibt, bedienen. Dafür sucht man Hamlets Freund Horatio, wie auch Fortinbras, vergebens.

Die Stimme von Hamlets Vater ist, der Modernität geschuldet, über Lautsprecher zu hören. Doch wie heißt es einmal in der Übersetzung von Frank Günther: „Die Zeit ist aus den Fugen.“ Und Königin Gertrud fordert ein anderes Mal: „Mehr Inhalt – weniger Kunst.“ Das hätte auch Alexander

May als Richtschnur für seine Inszenierung dienen sollen. Aber er schlägt auch eine andere Forderung in den Wind, die der Titelheld an die im Stück auftretenden Schauspieler stellt und die ganz allgemein für jede Darbietung auf den Brettern, die die Welt bedeuten, gilt: „Passt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an, wobei ihr sonderlich darauf achten müsst, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eig’nen Züge, der Schmach ihr eig’nes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen“ – so in der Übersetzung von August Wilhelm Schlegel.

Während Robert Besta als Hamlet seinen berühmten Monolog „Sein oder Nichtsein“ etwas zögernd und fast beiläufig spricht, sitzen die Darsteller in einer Reihe auf Stühlen, Theresa Martini als Hamlets Spiegelbild ihm zu Füßen. Und das ist im Grund typisch für eine Aufführung, in der viel Text gesprochen wird, die Schauspieler aber weniger miteinander spielen. Sieht man einmal davon ab, dass Hamlet, der auch schon einmal rücklings auf einem Sessel liegt, sich mit der Ophelia der Julia Zangger, in der Regel ganz in Weiß, in diesem Fall beide halbnackt, auf dem Boden balgen.

Joanne Gläsel als Hamlets Mutter, Königin Gertrud, tritt, häufig sonnenbebrillt in einem einteiligen, schwarzen, eleganten Hosenanzug auf und stirbt zuletzt jämmerlich durch Gift. Tobias Bode als ihr zweiter Mann ist ein hochgewachsener, schlanker, eher zurückhaltender König Claudius, der am Ende erdolcht wird. Zuvor gibt es noch ein spannendes Fechtduell zwischen Hamlet und dem seine Schwester rächenden Laertes des Julian Culemann. Deren beider Vater Polonius, den Hartmut Volle engagiert und mit guter Sprechkultur gibt, wurde zuvor schon, hinter einer spanischen Wand stehend, erstochen. Sergej Göbner als Rosenkranz und Hennig Kallweit als Gildenstern fallen vor allem durch ihre Sockenhalter auf. Jens Peter und Fredi Noël als Totengräber sind Witzeezähler und Witzblattfiguren und fördern fast ein Dutzend Totenschädel zutage. Zusammen mit Markus Löchner profilieren sie sich als Schauspieler. Am Ende behauptet Hamlets Spiegelbild: „Hamlet wird verlieren“, während er meint: „Ich werde gewinnen.“ In Bezug auf die Aufführung von Shakespeares „Hamlet“ im Theater Pforzheim behält das Spiegelbild recht.